

Katja Holweck

## Zur literarischen Topografie Heidelbergs in Saša Stanišićs *Herkunft*

Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten, wird Saša Stanišić 2008 aufgetragen, einen handgeschriebenen Lebenslauf einzureichen – eine unbequeme Schreibaufgabe, die er auf den ersten Seiten seines autofikionalen Texts *Herkunft*<sup>1</sup> schildert. Angelegt wird eine Übersicht mit den Daten seines Lebens, jedoch haben die zusammengetragenen Stichpunkte für den Verfasser nur wenig mit dem eigenen Leben zu tun. „Ich wusste, die Angaben waren korrekt, konnte sie aber unmöglich stehen lassen. Ich vertraute so einem Leben nicht“ (H, 7), konstatiert der mit dem Autor gleichnamige Ich-Erzähler und Protagonist und versucht es in der Folge auf ein Neues. Die erfolgreiche Bewältigung der Schreibaufgabe erweist sich als existentiell, kann doch nur sie ihm den weiteren Aufenthalt in Deutschland und eine Fortführung der begonnenen literarischen Tätigkeit ermöglichen. Bleiben fordert somit: schreiben.

Die Fragen danach, wer man ist und woher man kommt, welche Stationen, Begegnungen und Erlebnisse den Lebensweg bestimmen und wie man davon erzählen bzw. schreiben kann, die sich zu Beginn mit dem zu verfassenden Lebenslauf stellen, ziehen sich durch den Text in seiner Gesamtheit. In Anbetracht der schwindenden Erinnerung seiner an Demenz erkrankten Großmutter begibt sich der Erzähler auf die Spuren seiner Familiengeschichte und zu den bisherigen Stationen des eigenen Lebenswegs. Er konstatiert rückblickend:

Orte waren nicht überfrachtet von Zugehörigkeitsgefühlen. [...] Dann las ich aber auf dem Friedhof von Oskoruša meinen Nachnamen auf jedem zweiten Grabstein. Und habe mir aus dem, was mit Herkunft zu tun hatte, aus meiner unbekannten Verwandtschaft und meinen bekannten Orten, gleich mal mehr gemacht. Aus dem, was vergangen war in dem vermeintlich vertrauten Višegrad, und auch aus dem, was ich durch das anfänglich fremde Heidelberg gewonnen hatte. [...] Ich begann mich mit meiner Herkunft zu beschäftigen, gab es aber lange nicht zu. (H, 63)

Eine Antwort auf die Frage nach Herkunft und Zugehörigkeit kann letztendlich nicht abschließend sein, dennoch – oder vielmehr gerade deswegen – wird sie

---

1 Im Folgenden im Fließtext mit der Sigle „H“ und Seitenzahl zitiert.

zum Movens des Erzählens.<sup>2</sup> In der Folge lässt sich der Sachverhalt, dass der Erzähler immer wieder aufs Neue anfangen und nach Enden suchen will, im Anschluss an Maha El Hissy „nicht als Ergebnis eines ungelenken Haderns oder Ringens mit dem Schreiben“ begreifen. Vielmehr erweist sich dies „als poetologisches Programm“, ja als Voraussetzung, um von „multiple[n] Heimaten und Herkünften zu erzählen.“ (El Hissy 2020, 143–144)<sup>3</sup> In den Fokus rückt bei der Frage nach Herkunft immer wieder die mit ihr verbundene Kontingenz. All den individuellen biografischen Zufällen nachspürend, führt der Roman seine Leser:innen von Višegrad nach Hamburg über Heidelberg und Oskoruša und berichtet von vier Generationen einer Familie. Vorgelegt wird ein „Selbstporträt mit Ahnen“ (H, Klappentext), das dezidiert keine lineare Biografie präsentiert, sondern eine Vita, die durch Brüche geprägt ist und durch die sich der Zufall leitmotivisch zieht – gerade mit Blick darauf, wohin es den Protagonisten im Lauf seines Lebens verschlägt: „Jedes Zuhause ist ein zufälliges: Dort wirst du geboren, hierhin vertrieben, da drüben vermachst du deine Niere der Wissenschaft. Glück hat, wer den Zufall beeinflussen kann. Wer sein Zuhause nicht verlässt, weil er muss, sondern weil er will.“ (H, 123)

Inwiefern einem Zuhause trotz der mit ihm verbundenen Kontingenz die Rolle einer biografischen Scharnierstelle zukommen mag bzw. sich mit ihm richtungsweisende, den Lebensweg nachhaltig beeinflussende Momente verbinden, soll im vorliegenden Beitrag in den Blick rücken. Fokussiert wird in diesem Rahmen eine der prägenden topografischen Stationen: die Stadt Heidelberg. Nur zufällig verschlägt es den Erzähler und seine Familie nach der Flucht aus dem ehemaligen Jugoslawien an jenen Ort, tatsächlich zeigt er sich jedoch als entscheidend für den weiteren Lebensweg. Von besonderem Interesse ist die neue kurpfälzische Bleibe insbesondere hinsichtlich der ‚Dichterwerdung‘ des Protagonisten: Heidelberg markiert den Startpunkt seiner deutschen Bildungsbiografie, hier erlernt er die deutsche Sprache, entdeckt seine Liebe zur Literatur, sammelt Lektüreerfahrungen von Unterhaltungs- bis Höhenkammliteratur und

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu auch die Begründung der Jury bei der Verleihung des Deutschen Buchpreises: „Saša Stanišić ist ein so guter Erzähler, dass er sogar dem Erzählen misstraut. Unter jedem Satz dieses Romans wartet die unverfügbare Herkunft, die gleichzeitig der Antrieb des Erzählens ist. Verfügbar wird sie nur als Fragment, als Fiktion und als Spiel mit den Möglichkeiten der Geschichte.“ <https://www.deutscher-buchpreis.de/archiv/autor/134-stanisic> (01.08.2022).

<sup>3</sup> Verwiesen sei hierbei auf das häufig zitierte metatextuelle ‚Bekenntnis‘ des Erzählers bzgl. seiner narrativen Strategien: „Diese Geschichte beginnt mit dem Befeuern der Welt durch das Addieren von Geschichten. Nur noch eine! Nur noch eine! Ich werde einige Male ansetzen und einige Enden finden, ich kenne mich doch. Ohne Abschweifung wären meine Geschichten überhaupt nicht meine. Die Abschweifung ist Modus meines Schreibens.“ (H, 37)

wird zum Autor eigener Gedichte und Erzählungen. In Heidelberg, das machen die Schilderungen in *Herkunft* eindrücklich deutlich, verbinden sich Leben und Literatur auf nachhaltige Art und Weise – werden doch hier die Weichen für seinen späteren Weg als Schriftsteller gestellt.

Mit seinem Aufenthalt in Heidelberg und der späteren literarischen Verarbeitung der dort verbrachten Jahre reiht sich der Protagonist in wirkmächtige Traditionslinien ein. Ihn verschlägt es nicht in irgendeine deutsche Stadt, sondern in eine, die in der deutschen Literaturgeschichte eine herausgehobene Stellung einnimmt, wird sie doch um 1800 zu einem literarischen Zentrum und namensgebend für eine Epochenphase: die Heidelberger Romantik. In der Folge zieht die „Vaterlandsstädte / Ländlich schönste“, wie Friedrich Hölderlin Heidelberg in seiner gleichnamigen Ode 1801 röhmt (1992, 45), zahlreiche Literaturschaffende in ihren Bann und avanciert zu einem regelrechten Wallfahrtsort der Dichtung. Von den vielen namhaften Besucher:innen Heidelberg, die der Stadt am Neckar ein literarisches Denkmal setzten und zu der bis heute nachwirkenden Mythenbildung beitragen, sind für *Herkunft* zwei von besonderem Interesse: Der bereits erwähnte Hölderlin sowie Joseph von Eichendorff, die beide den Ort in ihrem Œuvre wirkmächtig verewigten, ja „den Namen der Stadt am Neckar zu einem Zauberwort machten“ (Sühnel 1989, 96–97) – und auf die in *Herkunft* explizit Bezug genommen wird. Wie im Folgenden gezeigt wird, knüpft Stanišić Text an das literarische Erbe Hölderlins und Eichendorffs an und schreibt es fort: Einerseits, indem er die Stadt als bedeutsame Station des Lebenswegs, als Ort der literarischen Sozialisation und Inspiration des Erzählers perspektiviert. Andererseits, indem er von Hölderlin und Eichendorff die rund 200 Jahre zuvor verhandelten Themen und Motive wie u. a. Abschied und Ankunft, Heimat und Heimatlosigkeit, Flucht und Vertreibung aufgreift, diese aktualisiert und damit auf die universelle Dimension dieser Erfahrungen verweist.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Die intertextuellen Bezüge in *Herkunft* sind zahlreich und beschränken sich nicht auf Hölderlin und Eichendorff, so kann beispielsweise ebenso auf Goethe oder Jean Paul verwiesen werden, auf deren Werke *Dichtung und Wahrheit* und *Selberlebensbeschreibung* bereits auf den ersten Seiten Bezug genommen wird. Darüber hinaus entstammen jene nicht allein der deutschsprachigen Höhenkammliteratur, so finden sich im Text u. a. Rekurrenzen auf kanonische Literatur serbokroatischer Provenienz wie Ivo Andrićs *Brücke über die Drina*. Keineswegs ist es Anliegen dieses Beitrags, die Vielfalt an intertextuellen Bezugnahmen auszublenden bzw. Hölderlin und Eichendorff als die einzige bedeutsamen literarischen Einflüsse gelten zu lassen. Ausgehend von der intensiven Auseinandersetzung des Erzählers mit jenen Autoren auf der Textebene soll im Folgenden jedoch aufgezeigt werden, inwiefern ihnen – ausgehend von der Bedeutung Heidelberg literarischer Topografie – eine herausgehobene Rolle zukommt, ohne dabei den übrigen intertextuellen Bezügen ihre Relevanz abzusprechen.

Tatsächlich erfolgt die Bezugnahme auf die Heidelberger Romantik und ihre Vertreter jedoch erst in der retrospektiven Erzählung. Während des Aufenthalts vor Ort erweisen sich andere literarische Einflüsse als bedeutsamer. Bestimmt werden die Heidelberger Jahre zwar durchaus im schulischen und universitären Kontext von kanonischen Autor:innen und Texten, nicht weniger bedeutsam für die Dichterwerdung sind jedoch die ersten eigenen schriftlichen und mündlichen Versuche, allein oder im Freundeskreis, die in Heidelberg gemacht werden – und die sich nicht vom Zentrum, sondern von der literarischen und sozialen Peripherie herschreiben. Beide Bezugsrahmen, dies soll im Folgenden gezeigt werden, prägen für den Erzähler gleichermaßen die literarische Topografie Heidelberg, in der Folge seinen (literarischen) Weg und nehmen Einfluss auf seine spätere schriftstellerische Praxis. In diesem Rahmen rückt der Beitrag den im Titel des Romans prominent gesetzten Begriff der Herkunft in den Fokus, dies jedoch nicht in Bezug auf nationale bzw. territoriale Kontexte. Vielmehr wird jener in Hinblick auf literarische Ursprünge, Vorbilder und Prätexte, an die der Text anknüpft, produktiv gemacht. In den Blick rückt, wie der Erzähler das ihm ubiquitär begegnete „Woher kommst du?“ zugunsten eines impliziten „Von wo schreibst du dich her?“ zurücktreten lässt. Die intertextuellen Verweise in *Herkunft* dienen als Ausgangspunkt, die auf Erfahrungen der Migration konzentrierte bzw. biografisierende Perspektive auf den Text durch den Blick auf literarische Traditionslinien bzw. Einflüsse zu ergänzen.<sup>5</sup> Nachgegangen wird so einerseits dem produktiven Umgang Stanišićs mit Prätexten und andererseits seiner Positionierung gegenüber dem sowie seine Partizipation am deutschsprachigen Kanon.

## 1 Ankommen: Heidelberg

Im Sommer 1992 besuchen der Erzähler und seine Mutter nach ihrer Flucht aus dem ehemaligen Jugoslawien zum ersten Mal Heidelberg. Die Stadt und ihre Geschichte, ihre Sehenswürdigkeiten wie das Schloss, der Philosophenweg oder die alteingesessene Universität, ihre Rolle als Zentrum der Romantik, sind dem Jungen aus Višegrad und seiner Mutter vorerst kein Begriff: „Ziellos wanderten wir durch eine Welt, in der alles ohne Namen war: die Straßen, das Gewässer, wir selbst. [...] An jenem ersten Heidelberger Tag war nichts belegt mit Geschichte

---

<sup>5</sup> Vgl. hierzu auch Christian Rink (2020): In seiner Studie geht Rink der Frage nach, inwiefern Stanišić sich bereits mit seinem Debüttext *Wie der Soldat das Grammophon repariert* in die europäische Literaturtradition einschreibt.

oder Vorwissen oder Literatur“ (H, 124). Erst in das rückblickende Erzählen mischt sich das Wissen um den Mythos der Stadt, während die erste Begegnung im Zeichen des unvoreingenommenen Neuanfangs nach dem Verlassen des Heimatlands steht: „In Bosnien hat es geschossen am 24. August 1992, in Heidelberg hat es geregnet. [...] Heidelberg begann für mich als zufällige Stadt. Ich war vierzehn und hatte von ihr nie gehört. [...] Am 24. August 1992 kam in Heidelberg nach dem Regen die Sonne.“ (H, 123) Beobachten lässt sich, wie sich die zunächst empfundene Fremdheit und das Fehlen eines persönlichen Bezugs, die sich in der unpersönlichen „hat-es“-Konstruktion ausdrücken, im Zuge der individuellen Annäherung zurücktreten. Während das neue Zuhause zunächst nur im Vergleich und in Abgrenzung zum vorherigen gesehen wird, braucht es diese Folie schließlich nicht mehr: Der Blick auf die „zufällige Stadt“ kann nun zukunftsweisend für sich stehen, mit der Beschreibung des Wetterumschwungs deutet sich an, dass sich mit der Ankunft in Heidelberg eine Wendung zum Guten für den Erzähler abzeichnet.

Insbesondere das Wahrzeichen der Stadt macht beim ersten Besuch Eindruck auf den Neuankömmling: „Ich hatte mehr kaputte Häuser gesehen, als mir lieb sein konnte – das hier war das erste kaputte Schloss. Das trotz aller Kaputtheit fantastisch aussah, fantastisch und stolz – und darin irgendwie wieder vollständig.“ (H, 124) Wahrgenommen wird das Schloss als Zeichen der Kontinuität und des Standhaltens trotz aller Widrigkeiten, angeknüpft wird mit dem Topos der Ruine als Ideal bereits an dieser Stelle an die Begeisterung der Romantik für die Architektur der Stadt. Der Erzähler berichtet weiter: „Meine erste Freude in Deutschland war eine touristische Attraktion. Im Nachhinein weiß ich, dass die Freude kam, weil wir uns zum ersten Mal nach der Flucht sicher fühlten [...] – hier konnte uns nichts geschehen. Wie die Schlossruine, würden auch wir überdauern.“ (H, 125) In der Erinnerung verbindet sich die erste Begegnung mit der Stadt in der Folge mit einem Gefühl der Geborgenheit und schließlich Normalität: „Auf einmal waren auch wir uns selbstverständlich. Eine Mutter und ihr Sohn auf einem kleinen Platz in Deutschland, der bald nicht mehr namenlos sein würde: Karlsplatz. Wie andere Mütter und Söhne auf andere Plätzen.“ (H, 125)

Dem das Heidelberg-Kapitel eröffnenden ‚Lobgesang‘ stellt der Erzähler den Hölderlins flankierend an die Seite: Zitiert werden Verse aus der Heidelberger Ode von 1801, dem wohl bis heute in Reiseführern und sonstigen Veröffentlichungen zu Heidelberg am häufigsten zitierten Text über die Neckarstadt. Mit seiner Ode schreibt sich Hölderlin in die Tradition des Städtelobs ein, metrisch virtuos werden die bekanntesten Charakteristika der Stadt den Leser:innen vor Augen geführt: Die Lage der Stadt zwischen Neckar und Odenwald, der Blick über die Rheinebene, die belebten Gassen und blühenden Gärten sowie als zentrale

Sehenswürdigkeiten die damals noch neue Brücke und das altehrwürdige Schloss. Von Interesse scheint für den Erzähler in *Herkunft* jedoch in erster Linie Hölderlins Schilderung der Schlossruine. Zitiert wird nicht die Ode in Gänze, sondern lediglich die sechste Strophe sowie die ersten vier Verse der siebten Strophe, die dem Heidelberger Wahrzeichen gewidmet sind.

Die Zahl expliziter intertextueller Verweise dieser Art in *Herkunft* ist überschaubar, Hölderlins Versen wird somit eine exponierte Stellung zugewiesen. Motivieren lässt sich dies zunächst mit dem von *Herkunft* und Ode geteilten Sujet: Der erste Besuch Heidelberg's bzw. der nachhaltige Eindruck, den der Besuch auf die jungen Reisenden macht und der sie im Nachgang zur schriftstellerischen Produktion anregt. Auch über das geteilte Thema und den Sprechanlass hinaus lassen sich weitere Gemeinsamkeiten feststellen, so weisen der biografische Entstehungskontext, die zentralen Motive sowie die Agenda des Texts spannende Konvergenzen auf. In der Folge lohnt es sich, auch die übrigen Strophen der Heidelberger Ode in den Blick zu nehmen und zu *Herkunft* in Bezug zu setzen.

Doch der Reihe nach: Auch bei Hölderlin handelt es sich um einen jungen Besucher, auf den die erste Begegnung mit der Stadt nachhaltig Eindruck macht. Mit achtzehn Jahren besucht er sie im Juni 1788 zum ersten Mal, in einem Brief an seine Mutter hält er dazu fest: „Die Stadt gefiel mir außerordentlich wohl. Die Lage ist so schön, als man sich je eine denken kann“ (Hölderlin 1992, 45). Sieben Jahre später stattet er ihr auf der Reise von Jena in die schwäbische Heimat einen zweiten Besuch ab, beide Aufenthalte verarbeitet er schließlich in seiner Ode. Mit seiner Themenwahl ist Hölderlin einer der ersten, der von der um 1800 einsetzenden Begeisterung für Heidelberg literarisch Zeugnis ablegt.<sup>6</sup> Zur Entstehungszeit des Texts rückt die pittoreske Lage der zwischen Odenwald und Neckar gelegenen Stadt zunehmend in den Blick;<sup>7</sup> als „Gesamtkunstwerk von Natur und Menschenhand“ und „Sinnbild romantischer Sehnsüchte“ (Bürkert 2008, 107) avanciert Heidelberg zum beliebten Gegenstand von Kunst wie Literatur und zu einem

---

<sup>6</sup> Vgl. zur ‚Vorreiterrolle‘ Hölderlins die Ausführungen Bürkerts: „Alle Heidelberg-Beschreibungen nach 1800 haben [...] ein Muster, ein Vorbild: Die Heidelberger-Ode von Friedrich Hölderlin [...]. In Hölderlins Ode erscheint der ‚Mythos Heidelberg‘ bereits endgültig ausformuliert. Die von Hölderlin beschriebene Aura, seine Bilder sind seither unzählige Male nachgeahmt und variiert worden.“ (Bürkert 2008, 99)

<sup>7</sup> U. a. fasst Goethe jene Beobachtung in rühmende und später oft zitierte Worte: „Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben ...“. (Goethe 2000, 146–147)

regelrechten Tourismusmagnet.<sup>8</sup> Hölderlin selbst bleibt nur ein Durchreisender, dennoch zieht die Stadt ihn in ihren Bann, wie seine Verse zeigen:

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,  
 Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,  
 Du, der Vaterlandsstädte  
 Ländlichschönste, so viel ich sah.

[...]

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen  
 Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn  
 All' ihm nach, und es bebte  
 Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische,  
 Schicksalskundige Burg nieder bis auf den Grund  
 Von den Wettern zerrissen;  
 Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde  
 Riesenbild, und umher grünte lebendiger  
 Efeu; freundliche Wälder  
 Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Tal,  
 An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,  
 Deine fröhlichen Gassen  
 Unter duftenden Gärten ruhn. (Hölderlin 1992, 242–243)

In seinem „Lobgesang“ und „Erinnerungsversuch“ (Hamlin 1970, 438) verschränkenden Werk verbindet Hölderlin die zeitgenössisch verbreitete Idealisierung Heidelberg mit der subjektiven Empfindung der Sprechinstanz. Im Rahmen der direkten Anrede („Lange lieb ich dich schon“, V. 1) setzt sich jene zu

---

<sup>8</sup> Vgl. hierzu erneut Bürkert: „In nahezu allen Heidelberg-Beschreibungen wird die Landschaft gepriesen, besonders von den romantischen Dichtern, deren spontanes Zusammenwirken zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Heidelberg-Mythos begründen half. Auch wenn sich dieser Mythos nicht einfach erklären und in seine Bedingungen zerlegen lässt, über eines herrscht wohl Einigkeit: Er entzündete sich an der Landschaft. Die Lage der Stadt zwischen Neckar und Schlossberg, das ideale Zusammenspiel von Natur und Architektur, von Gewachsenem und Gebautem entsprach dem Empfinden der Romantiker auf einzigartige Weise. Heidelberg erschien ihnen als Gesamtkunstwerk von Natur und Menschenhand.“ (Bürkert 2008, 99)

Heidelberg in engsten Bezug: Von Bedeutung sind ihr nicht nur all jene topografischen Merkmale, die die Stadt zum *locus amoenus* machen, sondern insbesondere ihre affektive Bindung an sie. Eindrücklich formuliert findet sich dies im Wunsch, sich die Stadt zur Mutter zu machen („möchte dich, mir zur Lust, Mutter nennen“, V. 1–2) – ein Bild, das im nächsten Vers mit dem des Vaterlandes („der Vaterlandsstädte Ländlichschönste“, V. 3–4) komplementiert wird. Imaginiert wird hier von Seiten des Sprechers, wie Sabine Döring konstatiert, ein „nicht-menschliches Elternpaar“ und mit ihm die „dichterische Fiktion einer mythischen Herkunft, die ihm als Kind von Vaterland und Mutterstadt Geborgenheit und Sicherheit vermittelt, ihn von allen Zufälligkeiten der tatsächlichen Genealogie befreit“ (Döring 2006, 9). Pointiert formuliert lässt sich behaupten, dass sich die Sprechinstanz somit hier selbst ‚verwurzelt‘ respektive einen eigens gesetzten Ursprung imaginiert und sich so unauflöslich an den Ort ihrer Wahl bindet.

Jenes Sehnen nach Geborgenheit mag sich, so ließe sich spekulieren, damit begründen, dass die Sprechinstanz in Heidelberg offenkundig Zuflucht sucht: „Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen, kühle Schatten geschenkt“ (V. 17–18), heißt es in Strophe fünf. Im Text selbst wird das Motiv der Flucht bis auf den eben zitierten Vers und das entworfene Bild einer gefundenen Rastmöglichkeit nicht weiter verfolgt. Vor wem oder was geflohen werden musste, damit einhergehende Wirrnisse und erfahrenes Leid bleiben Leerstellen. Lesen lässt sich diese Stelle jedoch – wie es die Forschung bereits wiederholt getan hat – biografisch: 1795 war Hölderlin ein Bleiben in Jena unmöglich geworden,<sup>9</sup> fluchtartig verlässt er in jenem Jahr die Stadt und findet auf seiner Rückreise in der Stadt am Neckar samt ihrer „freundlichen Wäldern“ (V. 27), ihrem „heitere[n] Tal“ (V. 29) und ihren „fröhlichen Gassen“ (V. 31) Aufnahme, ja – wenn man vom letzten Vers ausgeht – „[R]uh[e]“ (V. 32). Die sich anschließende Schilderung der Schlossruine in den Strophen sechs und sieben lässt das Flucht-Motiv auf den ersten Blick in den Hintergrund treten. Tatsächlich lässt sich aber auch jene mit der Disposition des nach Halt suchenden Sprechers in Bezug setzen: So fasziniert das Schloss („die gigantische / Schicksalskundige Burg“ [V. 21–22]) trotz seiner Beschädigung („bis auf den Grund / Von den Wettern zerrissen“ [V. 22–23]) insbesondere als Sinnbild (historischer) Kontinuität, als ein „Symbol des auf Selbstbewahrung bedachten, trotzig sich behauptenden Daseins – das sich gerade dadurch den Schlägen der Zeit aussetzt.“ (Schmidt 1992, 672) In der Folge mag es

---

<sup>9</sup> In der Entwurfssfassung der Ode findet sich eine dieser Lesart stützender Vers, lässt sich doch hier noch deutlicher ein Rekurs auf den Weggang aus Jena festmachen: So erklärt sich der Sprecher hier zum Vertriebenen, „der vor Menschen und Büchern floh“. (Vgl. Hamlin 1970, 437)

auch bei seinem Betrachter ein Gefühl von Standhaftigkeit, Zuversicht, ja Zukunft evozieren: „Doch die ewige Sonne goß / Ihr *verjüngendes* Licht über das alternde / Riesenbild, und umher *grünte lebendiger* Efeu“ (V. 24–27; Herv. K. H.). Als Dank für die Aufnahme wird der Stadt, so die *captatio benevolentiae* des Sprechers, ein „kunstloses Lied“ (V. 2) dargeboten. Die ästhetische Durchformtheit der Ode zeugt jedoch keineswegs von Kunstlosigkeit, die aufwendige Gestaltung wie auch die entworfenen Bilder lassen an der emotionalen Bindung des Sprechers an den von ihm besungenen Ort keine Zweifel. Auf die Beständigkeit jener Bindung („Lang lieb' ich dich schon“ [V. 1; Herv. K.H.]) wird durch die Niederschrift eindrücklich verwiesen, durch letztere die Erinnerung an die erste Begegnung und den ihr innwohnenden „Zauber“ (V. 9) dauerhaft fixiert.

Vergleicht man die Schilderungen des Erzählers in *Herkunft* mit denen der Sprechinstanz, lässt sich der intertextuelle Verweis auf die Heidelberger Ode als eine retrospektive Analogisierung der eigenen Eindrücke mit denen Hölderlins lesen. Dessen über 200 Jahre zuvor verfasste „Liebeserklärung [...] an die Neckarstadt“ (Lüdtke 2000, 192) wird in *Herkunft* fortgeschrieben. In beiden Fällen haben wir es mit Literaturschaffenden zu tun, die im jungen Alter zum ersten Mal nach Heidelberg kommen und hier zu literarischer Produktion angeregt werden; für beide wird die Stadt – wenn auch in durchaus unterschiedlichen biografischen Kontexten bzw. in unterschiedlichem Maße existentiellen Bedrängnissituationen – zum Zufluchtsort, dem sie sich zum Dank verpflichtet fühlen und dem sie auch nach ihrem Weggang verbunden bleiben. Auch in *Herkunft* endet das den Heidelberger Jahren gewidmete Kapitel mit dankbaren Worten:

„Jede Stadt“, schrieb der englische Schriftsteller John Berger, „hat ein Geschlecht und ein Alter, die nichts mit ihrer Demographie zu tun haben. Rom ist feminin. Paris ist ein Mann in den Zwanzigern, verliebt in eine ältere Frau.“ Heidelberg ist ein Junge aus Bosnien, der sich in den Weinbergen am Emmertsgrund von einem Mädchen Deutsch beibringen lässt. Der sich erst viel später des Zufalls bewusst werden wird, ausgerechnet ein Heidelberger Junge geworden zu sein. Der diesen Zufall Glück nennt und diese Stadt: mein Heidelberg. (H, 131)

Der Vergleich zwischen den Texten Hölderlins und Stanišić zeigt folglich, dass sich der in *Herkunft* zu findende intertextuelle Verweis auf einen der kanonischen Heidelberg-Texte nicht auf den Versuch der Nobilitierung des eigenen Werks beschränkt. Vielmehr parallelisiert *Herkunft* die Vita des Erzählers mit der Hölderlins: Dies zum einen hinsichtlich des Rahmens, in denen die Begegnung mit der Stadt sich vollzieht, zum anderen bezüglich der in diesem Zusammenhang gemachten Erfahrungen und Empfindungen, die Heidelberg bei seinen Besuchern auslöst. Der Mythos Heidelberg, an dem Hölderlin als einer der ersten mitbeschreibt, wird in *Herkunft* aufgegriffen und weitergeführt, die Rolle des Orts als

(literarischer) Erinnerungs- und Sehnsuchtsort aktualisiert und darüber Text und Autor in Bezug zur deutschen Romantik gesetzt. Die von Heidelberg ausgehende Faszinationskraft zeigt sich demnach auch in der in *Herkunft* vorgenommenen Retrospektive als ungebrochen.

Jedoch ist das im Text entworfene Bild keineswegs eines, das sich ausschließlich einer Idealisierung und Ästhetisierung der Stadt verschreibt oder im Klischee erstarrt.<sup>10</sup> Präsentiert wird eine Topografie, die – trotz der nachdrücklich artikulierten affektiven Bindung und Dankbarkeit – nicht im Zeichen der Verklärung steht, sondern auch kritische Töne zulässt. So richtet sich der Blick des Protagonisten nach seiner ersten Begegnung mit der Stadt nicht von einer Position des Zentrums, sondern von einem peripheren Standpunkt aus auf sein neues Zuhause – einem Standpunkt, der gänzlich unbekannte Seiten der „Literaturstadt“<sup>11</sup> aufzuzeigen vermag.

## 2 Von der Altstadt zur ARAL

Tatsächlich verbindet sich das Leben in Heidelberg für den Erzähler zunächst kaum mit touristischen Sehenswürdigkeiten und Versen der Höhenkammliteratur, der Mythos Alt-Heidelberg spielt im Alltag der Familie Stanišić keine Rolle. Einquartiert wird die Familie nämlich nicht im beschaulichen Stadtzentrum, sondern am Stadtrand: in einem Viertel, das nicht dem verbreiteten, mitunter heimeligen bis deutschbürokratischen Bild vom ‚altdeutschen Heidelberg‘ entspricht, sondern von einer Pluralität der Kulturen geprägt ist. „Unser zweites Zuhause lag im Süden von Heidelberg in einem Viertel namens Emmertsgrund [...]. Im Emmertsgrund wohnten besonders viele Migranten. [...] Die Supermarktschlange sprach sieben Sprachen“ (H, 126–127). Der Protagonist verbringt seine Jugend in einfachen Verhältnissen, zwar zwischen Wald, Weinbergen und mit Blick auf die

---

<sup>10</sup> Auch auf diesen Teil der Heidelberg-Rezeption verweist *Herkunft*, u. a. durch die Bezugnahme auf den bekannten Schlager „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren“ (vgl. H, 126). Dem ironisch gebrochenen Umgang mit dem populären, im Zeichen des Kitsch stehenden Heidelbergbild kann hier nicht weiter nachgegangen werden, wenn auch eine Untersuchung – gerade in Abgrenzung zur Bezugnahme auf kanonische Texte – lohnenswert erscheint.

<sup>11</sup> Angesichts des reichen literarischen Erbes, der „lebendige[n] Autoren-, Übersetzer- und Theaterszene“ sowie der „hohe[n] literarische[n] Produktivität [...] der Neckarstadt“ ist Heidelberg seit 2014 offizielles Mitglied im UNESCO Creative Cities Netzwerk als UNESCO City of Literature. Mehr Informationen hierzu: <https://www.heidelberg.de/hd/HD/Leben/City+of+Literature.html> (01.08.2022).

Rheinebene (vgl. H, 126), aber in einem aufgrund von „Kriminalität, Jugendarbeitslosigkeit, Ausländeranteil“ (H, 128) als sozialer Brennpunkt geltenden Viertel. Doch obwohl er von Seiten der Mehrheitsgesellschaft mit seiner Familie zunächst in die topografische wie soziale Peripherie geschoben wird, gelingt es ihm, sich langfristig in Deutschland eine Zukunft aufzubauen – während seine Eltern beruflich keinen Fuß fassen können und Heidelberg wieder verlassen müssen.<sup>12</sup>

Verschiedene Faktoren haben an der glückenden Integration Anteil, der wohl entscheidendste verbindet sich mit Sprache und Literatur.<sup>13</sup> Herauszuhaben ist zunächst der Besuch der Schule, der eine zentrale Rolle für den Spracherwerb des Protagonisten spielt und somit die Grundvoraussetzung für seine gesellschaftliche Teilhabe schafft. Bedeutsam für seinen weiteren Lebensweg zeigt sich jener auch dahingehend, dass durch ihn eine erste Initiation in die deutschsprachige Literatur erfolgt. Der Deutschunterricht beschert dem Erzähler u. a. die Lektüre Franz Kafkas, Gottfried Benns, Hans Falladas und Hilde Domin. Davon inspiriert werden eigene Gedichte und Geschichten verfasst: „Du beginnst Geschichten zu schreiben. Auf einem Hochsitz im Wald. In den Emmertsgrunder Weinbergen. Auf dem Sperrmüllsofa, Papier auf den Knien.“ (H, 136) Tatsächlich vollzieht sich die erste literarische Sozialisierung jedoch nicht nur im Rahmen der Lektüre kanonischer Autor:innen und Texte. Auch fernab des Klassenzimmers ist Literatur Teil des Alltags – in Form eines ganz eigenen Genres, das in eben jenem ‚Problemviertel‘ entsteht, in dem der Protagonist sein neues Zuhause gefunden hat: Im Emmertsgrund, genauer gesagt an einer hier gelegenen Tankstelle, findet sich der Ursprung der „ARAL-Literatur“, der der Erzähler im Rahmen seiner Heidelberg-Erinnerungen ein eigenes Kapitel widmet. Hierbei handelt es sich um mündliche Erzählungen von Jugendlichen, die an der titelgebenden Tankstelle zusammenkommen, um Geschichten aus ihrem Lebensalltag untereinander auszutauschen. Der auf ersten Blick wenig attraktiv erscheinende Ort wird nicht zufällig zur literarischen Produktionsstätte, erweist sich doch die ARAL als regelrechtes Epizentrum des Kulturkontakts und als zentraler Begegnungsort für den Protagonisten und seinen Freundeskreis:

---

<sup>12</sup> Vgl. zur Rolle Heidelberg als (letztendlich verwehrt bleibender) familiärer Sehnsuchts- und Möglichkeitsort: „1998 mussten meine Eltern das Land verlassen. Heidelberg ist bis heute eine ihrer Lieblingsstädte in der Vorstellung dessen, was sie für sie hätte seien können, wenn ihnen ein normales Leben möglich gewesen wäre.“ (H, 217)

<sup>13</sup> Vgl. zur Bedeutung des Sprachgewinns auch die Ausführungen Martina Kumlehns: „Überhaupt ist es die Sprache, die ihm Beheimatung ermöglicht und die Schritte der Emanzipation und des Selbstbewusstseins in der neuen Lebenswelt ermöglicht.“ (Kumlein 2021, 387)

Die soziale Einrichtung, die sich für unsere Integration am stärksten einsetzte, war eine abgerockte ARAL-Tankstelle. Sie war Jugendzentrum, Getränkelieferant, Tanzfläche, Toilette. Kulturen vereint in Neonlicht und Benzingeruch. [...] Die ARAL-Tankstelle war Heidelberg's innere Schweiz: neutraler Grund, auf dem Herkunft selten einen Konflikt wert war. Multikultureller Faustdialog fand jedenfalls kaum statt. [...] Wir waren eine Statistik der Gegenwart am Rande einer ehrwürdigen Stadt, die ihre Vergangenheit im Heute feierte. Wir waren Kriminalität, Jugendarbeitslosigkeit, Ausländeranteil. Die Altstadt mit ihren amerikanischen Pflasterstein-Bewunderern, ihren Studentenküssen, Hundeschulen, verkaufsoffenen Sonntagen und kommunalen Kinos war ein Märchenreich, das wir höchstens mal betrat, wenn uns die Schule dazu zwang: Die Kinder der ARAL machten einen Ausflug ins Völkerkundemuseum. (H, 127–128)

In der Retrospektive nutzt der Erzähler die Tankstelle dazu, die ihm im Ankunftsland begegnenden soziokulturellen Raumordnungen zu reflektieren und zu hinterfragen. Während in der Altstadt Menschen unterschiedlichster Nationalitäten als Tourist:innen willkommen geheißen werden – ist ihr Aufenthalt doch zeitlich begrenzt und ökonomisch vorteilhaft –, erscheint ihre dauerhafte Präsenz im Kontext von Migration und Flucht in den Augen der Mehrheitsgesellschaft problematisch. Die Peripherie wird in der Konsequenz als Gegenwelt zum pittoresken Zentrum wahrgenommen. Dessen Bezeichnung als „Völkerkundemuseum“ macht deutlich, dass die geschichtsträchtige Heidelberger Altstadt kaum in Bezug zur Lebensrealität der Jugendlichen steht und in der Folge im Sinne einer umgekehrten Blickanordnung mit dem exotisierenden Blick derer bedacht wird, die sonst dort als das Fremde wahrgenommen werden. Während die ‚heile Welt‘ des Stadtzentrums für die Jugendlichen mit Ausschluss- und Deklassierungserfahrungen verbunden ist, zeichnet sich die Tankstelle dadurch aus, dass hier keine Zutrittsbeschränkungen hinsichtlich Ethnie, Religion, Klasse, Geschlecht o. ä. bestehen.<sup>14</sup> Am Rande der Stadt erobern sich die jugendlichen Migrant:innen einen Raum, in dem nationale Zugehörigkeiten und Zuschreibungen keine Rolle mehr spielen. Der geteilte Erfahrungshorizont der Migration respektive der Außenstehende:innenstatus in der Mehrheitsgesellschaft konsolidiert die Gruppe und macht die Tankstelle zu einem Ort, der Gemeinschaft stiftet und Schutz bietet.

Angesichts der besonderen Bedeutung der ARAL für die Jugendlichen lässt sich der Ort in Anschluss an Christine Lötscher als ein „poetologische[r] Drehpunkt“ (2020, 110) des Texts perspektivieren. So erweist sich der alltäglich erscheinende Dienstleistungsort als ein mit der Atmosphäre von Aufbruch und Abenteuer verbundener Möglichkeitsraum, der für die jugendlichen

---

<sup>14</sup> Vgl. zur Kulturgeschichte der Raststätte Werner 2021.

Identitätsfindungsprozesse eine zentrale Rolle spielt.<sup>15</sup> Trotz ihrer Offenheit erweist sich die ARAL nicht als Nicht-Ort im Sinne Marc Augés (2010), ist doch der selbst erwählte Treffpunkt der „Kinder[] der ARAL“ weder austauschbar noch anonym. Stattdessen stiftet der Transitort (ähnlich wie der Bahnhof der möglicherweise als Vorbild dienenden „Kinder vom Bahnhof Zoo“) den sozial randständigen Jugendlichen Zugehörigkeit, durch die sie sich den von außen vorgenommenen kollektiven Festlegungen und Zuschreibungen entziehen. Die gemeinsam an der Tankstelle verbrachte Zeit und die gemeinsamen Aktivitäten wirken demnach identitätsstiftend. Von besonderer Bedeutung ist hierbei das bereits angesprochene polyphone Erzählen:

Ob vom Balkan, aus Schlesien, ob Türke aus Leimen oder Michel aus Holland – die Legende all derer, die vom ARAL-Parkplatz die Sonne über Frankreich untergehen sahen, lautete, wir erzählen gern. Jugend ohne Smartphone, versammelt unter der blauen Neonflamme in Erwartung der nächsten Geschichte. Sie musste lediglich hervorragend sein. Wer erzählte, gehörte dazu. Und es wurde unfassbar viel gespuckt dabei. Aral-Literatur ist winzige Überreibung. Sonst realistisch, unbedingt. Die Motivation des Helden: sich beweisen oder jemandem etwas. Was drehen, um was extra zu verdienen. Knapp entkommen. Unverdient gewinnen. Schule, Ausbildung, Feierei. Wetten, Ordnungswidrigkeiten, Verkehrsgeschehen. Tragische Helden gab es nicht, man war ja noch da, um zu erzählen: Niederlagen, auch tragische, gab es zuhauf. Ich-Perspektive mit wenig Einblick in die Innenwelt der Erzähler. Elliptisch, schnörkellos, pointiert. Deutsch besprinkelt mit der Muttersprache, wirklich schön. (H, 202–203)

Die Tankstelle wird zum Ort der die Welt außerhalb der ARAL thematisierenden Textproduktion. Erzählen ermöglicht der ‚ARAL-Gang‘ Austausch über den gemeinsamen Erfahrungshorizont, die Verarbeitung von Diskriminierungs- und Ausschluss erfahrungen; es stellt die eigene transkulturelle Gruppenzugehörigkeit unter Beweis („Wer erzählte, gehörte dazu“), ist direkt aus dem Leben gegriffen und hilft dabei, mit letzterem besser umgehen zu können: „Deutschland war Thema. Die Gegenwart. Was gelang. Kränkungen auch. Demütigungen. Das Erzählen machte das, was scheiße war, absurder und irgendwie erträglicher [...].“

---

<sup>15</sup> Vgl. hierzu Lütscher: Sie beschreibt die Tankstelle als „Schwelle zur einer Zone des Übernatürlichen, Unheimlichen, als buchstäblich ver-rückter Ort der zufälligen, aber folgenreichen Begegnung zwischen Figuren, welche – passend zu den leicht entflammablen Substanzen in den Tanksäulen – dem Leben eine neue Wendung geben oder eskalieren kann. [...] Dabei birgt die Tankstelle immer die Drohung und das Versprechen in sich, dass eine gegebene Ordnung von einem Augenblick zum anderen – buchstäblich und metaphorisch – explodieren kann. Sie ist ein Drehpunkt, an dem eine Ordnung zerstört und eine neue möglich zu werden scheint.“ (2020, 112)

(H, 219) Zu beobachten ist dabei, dass neben dem Erzählen an sich sowie den verbindenden Themen und der geteilten Ästhetik („realistisch, [...] [e]lliptisch, schnörkellos, pointiert“) es die Sprache ist, die die Erzählenden gemeinsam haben: „Deutsch besprengelt mit der Muttersprache, wirklich schön“. Im Rückblick zeigt sich, welcher Verdienst der vermeintlich gewöhnlichen Tankstelle zukommt: Für die Jugendlichen zeigt sie sich nicht als transitorischer Ort, sondern als ein Fixpunkt ihres Alltag, wird doch hier Gemeinschaft erfahrbar und der eigenen Identitätsfindung zugearbeitet. Auch der Blick auf den weiteren Lebensweg jener Jugendlichen, die in den 1990er Jahren an jener ARAL zusammenfinden, widerspricht dem Bild von perspektivlos herumlungiernden Heranwachsenden, das sich Außenstehenden bei der Beobachtung der „Jugend [...] versammelt unter der blauen Neonflamme“ aufdrängen mag. So berichtet der Erzähler von erfolgreicher Familiengründung, Berufsfindung und nicht zuletzt vom (eigenen) späteren Aufbruch vom Emmertsgrund in die weite Welt (vgl. H, 129–130).

Bis zu seinem Schulabschluss bleibt der Erzähler im Emmertsgrund verhaftet, mit Beginn seines Studiums entscheidet er sich schließlich für einen Umzug von der Peripherie ins Zentrum der Stadt. Auch nach dem Wegzug aus Heidelberg bleibt er der Stadt verbunden: So kehrt er auf seiner Reise durch die Vergangenheit in seiner Erinnerung immer wieder dorthin zurück, um dem *genus loci* nachzuspüren. Jahre nach seinem Studienabschluss reist er an die Orte seiner Jugend und besucht erneut die ARAL, welche sich mittlerweile eine neue Generation von Jugendlichen – und vielleicht ARAL-Literat:innen – erobert haben. Sich an die gemeinsame Zeit an der Tankstelle und deren Rolle als Ort des kollektiven Erzählens zurückinnernd, konstatiert der Erzähler nicht frei von Nostalgie: „Ich würde gern selbst so erzählen können, kriegte es aber niemals so hin wie [...] damals“ (H, 203). In *Herkunft* wird somit der bisher wohl kaum zu einem Teil des Heidelberger Mythos gezählte Emmertsgrund zu einem (literarischen) Erinnerungs- und letztendlich auch Sehnsuchtsort, die literarische Topografie der Stadt nun auch von einem peripheren Standpunkt mitgeprägt und dem sozial wie topografisch Randständigen eine Stimme und Sichtbarkeit verliehen.<sup>16</sup>

---

**16** Vgl. hierzu auch Nuira Codina Solà: „Indem der Autor die von den Jugendlichen erzählten Geschichten als Literatur [...] anerkennt, erweitert er das Verständnis von dem, was als Literatur zählt und wer als Geschichtenerzähler gilt.“ (Codina Solà 2020, 372)

### 3 Eichendorff im Norden

Seine Laufbahn als Schriftsteller weiter verfolgend, verschlägt es den Erzähler schließlich in den Norden, doch auch hier lässt ihn Heidelberg nicht los. So entdeckt er in Hamburg einen Autor für sich, dessen Name eng mit Heidelberg verbunden ist: Joseph Karl Benedikt von Eichendorff, dessen intensiver Lektüre sich der Erzähler verschreibt und den er zu seinem Lieblingsdichter erklärt. In der Folge mag es nicht verwundern, dass Eichendorff auf vielfältige Weise in *Herkunft* seine Spuren hinterlässt: Sei es im Rahmen von Zitaten aus seinen Gedichten, in Form eines Wiedergängers namens Josip Karlo Benedikt von Ajhenhof oder seiner Nennung im Rahmen der den Text abschließenden Danksagung. Eichendorff als Lieblingsautor zu wählen, mag auf den ersten Blick verwundern: So scheint dessen Imago als Dichter rauschender Wälder, verwunschener Mondnächte, der Waldeinsamkeit und des Wanderglücks vermeintlich recht weit entfernt von der Lebensrealität des Erzählers zu sein – auch wenn sich dieser mit Blick auf seine ersten Schreibversuche in seiner Jugend als „kitschiger Nostalgiker mit Heimweh“ (H, 164) beschreibt, was wohl auch einem populären Eichendorff-Bild entsprechen mag. Die vermeintlich ungewöhnliche Paarung verhandelt der Text mittels einer auf komische Effekte berechneten Leseszene, in der der Erzähler Eichendorffs Gedicht *Erinnerung* rezitiert:

Ich will mehr Eichendorff. Ich nehme mir vor, eine Woche lang nichts als Eichendorff und *Focus Online* zu lesen. Am ersten Morgen lese ich drei Wanderlieder im Bett. [...] Ich [...] lese auf dem Balkon zwei Stunden lang Eichendorff-Gedichte, halblaut und mit nacktem Oberkörper oder – sofern mir eines gut gefällt – sehr laut, sodass es die Rentnernachbarn hören und von ihrem Balkon einen vom Balkan sehen, der ihnen Eichendorff vorliest mit nacktem Oberkörper:

*Lindes Rauschen in den Wipfeln,  
Vöglein, die ihr fernab fliegt,  
Bronnen von den stillen Gipfeln,  
Sagt, wo meine Heimat liegt?*

schreie ich, dann hänge ich die Wäsche auf. (H, 230; Herv. i. Orig.)

Ob der Erzähler hier nur im Rahmen seines Vortrags die Frage nach der Verortung der eigenen Heimat aufwirft oder es sich um ein (ironisch gebrochenes) Identifikationsmoment mit der Sprechinstanz des Gedichts handelt, bleibt an dieser Stelle offen. Für die Begründung der intensiv betriebenen, ja geradezu exzessiv anmutenden Lektüre des Eichendorff'schen Werks („Am Mittwoch lese ich an der Elbe über den Tag verteilt dreißig bis vierzig Gedichte“ [H, 232]), die der Erzähler

im Folgenden liefert, spielt Identifikation (zumindest explizit) kaum eine Rolle.<sup>17</sup> Gelistet werden stattdessen all jene Wesenszüge, die er an Autor und Werk schätzt.

Ich gehe nach Hause und beginne noch in der Nacht, das zu formulieren, was mir an Eichendorff gefällt. [...] Dass ihn so vieles verzückt, finde ich gut. Die Nacht, der Wald, der Adler, die Jagd, eine Frau namens Luise, eine andere Frau namens Venus, außerdem: die Lerche, die Saale, nochmal die Lerche, überhaupt die Lerche, Herbst und Frühling, ach, alle Jahreszeiten und Dämmerungen, morgens oder abends, egal. [...] Ich finde Gefallen daran, wie Eichendorff die Welt hoffiert. Wie freundlich er ihr gegenübertritt. Ihr, auch dem Mystischen in ihr zugewandt. Wie er sich der Natur mit allen Sinnen hingibt, wie klar und verrückt er darüber schreibt. Mir gefällt seine Kauzigkeit. Seine Biografie röhrt mich. Es röhrt mich, dass er Beamter war, in Amtsstuben Insekten jagte, die über seinen Tisch krabbeln, aber dieses Fernweh in sich trug. [...] Mir ist soviel erspart geblieben. (H, 233f.; Herv. i. Orig.)

Begründet wird die Auseinandersetzung mit Eichendorff in erster Linie mit dem Interesse an den zentralen Charakteristika seines Werks, verwiesen wird u. a. auf dessen Ton, Themen und Motivik sowie auf Schreibstrategien wie Serialität, Formelhaftigkeit und Intertextualität. Erwähnung findet aber ebenso Eichendorffs Vita, die den Erzähler offensichtlich bewegt, deren Fluchtpunkt aber letztendlich eine Differenzmarkierung zwischen ihm und dem Autor ist: „Mir ist soviel erspart geblieben.“ Lesen mag man diese Feststellung als Anspielung auf das Eichendorff'sche Autorenschicksal, zeitlebens als Beamter einem Brotberuf nachgehen zu müssen, während dem Erzähler in *Herkunft* wiederum eine Existenz als freier Schriftsteller vergönnt ist. Von Interesse hinsichtlich der Verbindung zwischen Eichendorff und dem Erzähler, ja seiner „tiefempfundenen Wahlverwandtschaft“ (Gassner 2021, 229) sind tatsächlich weniger die biografischen Differenzen als die zu konstatierten Schnittstellen.<sup>18</sup> Zwar wird auf sie durch den Erzähler nicht explizit Bezug genommen, dennoch mögen sie für die mit Eichendorffs Vita und Werk vertrauten Leser:innen durchaus augenfällig sein.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> Fragen nach Identität und Zugehörigkeit werden in der zuvor zitierten Passage jedoch durchaus aufgeworfen, wenn der Erzähler mit ironischem Gestus die womöglich bei den älteren Nachbar:innen für Anstoß sorgende Aneignung des ‚deutschen Heimatdichters‘ durch „einen vom Balkan“ reflektiert.

<sup>18</sup> Der Forschung sind die Eichendorff-Bezüge nicht entgangen, in den Blick rückten sie aber bisher mit anderen thematischen Schwerpunkten. Vgl. für eine Lektüre der in *Herkunft* anzitieren Gedichte unter dem Aspekt der Sehnsucht Gasser (2021, 227–231), für eine religiöse Deutung wiederum Kumlehn (2021, 389–390).

<sup>19</sup> Der Eindruck, dass sich der Erzähler nicht zuletzt für Eichendorff in der ihm zugeschriebenen Rolle des Heimatdichters interessiert (für die wiederum biografische Konstellationen von

Zu bemerken ist zunächst der auf der Hand liegende, oben bereits angemerkte enge Bezug Eichendorffs zu Heidelberg. Auch der Romantiker kommt als junger Mann in die Stadt zu Studienzwecken, auch für ihn wird Heidelberg ab 1807 zu einer zeitlich begrenzten, ihn aber nachhaltig prägenden Durchgangsstation.<sup>20</sup> Das Heidelberger Jahr zeigt sich für Eichendorff, so konstatiert Hermann Korte, als „eines der entscheidendsten seines Lebens“ (2007, 27). Zwar hatte der Autor bereits zuvor bzw. in seiner Jugend mit dem Dichten begonnen, doch „erst in Heidelberg [...] [wird er] zum Dichter“ und legt hier „den Grund für das lyrische Schaffen der folgenden Jahrzehnte“ (Debon 1992, 181). Die in zahlreichen seiner Texte zu findende Stilisierung Heidelberg zu einem *locus amoenus*<sup>21</sup> und die Verbindung der Stadt mit Heimatgefühlen lässt sich auf Eichendorffs nostalgische Erinnerung an sein glückliches Studienjahr zurückführen. Mit seinen rund 10 000 Einwohner:innen liegt das beschauliche Universitätsstädtchen um 1800 „im Windschatten der stürmischen Weltpolitik“ (Debon 1992, 15), während weite Teile Europas im Zeichen krisenhaft erlebter Umbrüche stehen – was Eichendorff vor seiner Ankunft in der Kurpfalz am eigenen Leib erfahren muss. Sein zuvor in Halle aufgenommenes Studium kann er durch die napoleonische Besetzung, in deren Folge die Universität aufgelöst und die Studenten aus der Stadt vertrieben werden, nicht fortsetzen. Die mit den französischen Eroberungsfeldzügen einhergehenden Wirrnisse belasten ebenfalls seine schlesische Heimat, auch die Familie Eichendorff bleibt von der Umbruchszeit um 1800 nicht unberührt. Finanzielle Spekulationen des Vaters führen zum wirtschaftlichen Ruin der Familie, 1823 muss schließlich der Familienstammsitz Schloss Lubowitz zwangsversteigert werden (vgl. Sühnel 1989, 97). Die Aufgabe des Elternhauses, der Wegzug von Lubowitz und die damit einhergehende Erfahrung des Verlusts von Heimat zeigt sich bedeutsam, um nachzuvollziehen, was Eichendorff an Heidelberg fasziniert

---

Bedeutung sind, wie im Folgenden zu zeigen seien wird), drängt sich bereits durch die Wahl des zitierten Intertexts auf: So handelt es sich hierbei um eines der zahlreichen Gedichte des Autors, die zentral um die (titelgebende) Erinnerung an die Heimat kreisen.

**20** Dass Heidelberg den Autor auch noch Jahrzehnte nach seinem Studium faszinieren mag, zeigt beispielsweise sein Versepos *Robert und Guiscard* von 1855: „In dieses Märchens Bann verzaubert stehen / Die Wandrer still. – Zieh weiter, wer da kann! So hatten sie's in Träumen wohl gesehen, / Und jeden blickt's wie seine Heimat an, / Und keinem hat der Zauber noch gelogen, / Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen“ (Eichendorff 1970, 182). Mit Blick darauf, welche dauerhaft zentrale Rolle Heidelberg in seinem Werk spielt, erklärt Strack die Stadt gar zur „mythische[n] Heimat“ Eichendorffs (1998, 459).

**21** Exemplarisch zu nennen ist hier insbesondere sein autobiografisch gefärbter Text *Halle und Heidelberg* von 1855. Auch in zahlreichen weiteren Werken finden sich Bezüge auf die Stadt. Vgl. für eine Übersicht: Debon 1992, 131–174, 179–199.

– und was den Erzähler in *Herkunft* neben Eichendorffs ungeliebter Beamtenexistenz möglicherweise „rühren“ mag.

Um dem hier angedeuteten biografischen Bruch in der Eichendorff'schen Vita nachzugehen, ist zunächst nochmal ein Schritt zurückzutreten und der Blick auf Kindheit und Jugend des Autors zu richten. Eichendorff wird 1788 auf dem bereits erwähnten Schloss Lubowitz in Oberschlesien geboren und wächst in einer landadligen Familie auf. Schon früh wird Eichendorffs Kindheitsort zum populären Objekt der Verklärung von Seiten der Leser:innenschaft (vgl. Korte 2007, 10): Das verbreitete Bild Eichendorffs als „Heimat- und Wanderdichter“ (Schultz 2021, 22) legt es dem Publikum offenkundig nahe, den Familienstammsitz zu einem weltentrückten Paradies der Kinderzeit zu stilisieren und mit dem „Klischee einer trivialromantischen Urheimat“ (Korte 2007, 10) zu verbinden. Tatsächlich mag Eichendorff auf den elterlichen Ländereien unbeschwerde Kinder- und Jugendjahre verbracht haben. Dem entspricht, dass sich der Autor in zahlreichen seiner Texte an jene von Geborgenheit geprägte Zeit und die damit verbundenen Orte zurückinnert. So beispielsweise – um ein besonders bekanntes Beispiel zu nennen – an den Lubowitzer Hasengarten, einen Teil des Schlossparks, der durch das ihm gewidmete Gedicht *Abschied „zu weltliterarischem Ruhm“* (Grunewald 2011, 46) gelangte. In einer um 1810 verfassten Version des Gedichts, die noch den eindeutigen lokalen und somit autobiografischen Bezug im Titel trägt („An den Hasengarten“), finden sich die Verse: „Der Ort bleibt doch unsterblich, / Wo Einer glücklich war.“ (Eichendorff 1987, 120f.) Man mag dies als Verweis darauf lesen, dass die Lubowitzer Idylle letztendlich nicht von Dauer ist – und schließlich nur in der Erinnerung konserviert werden kann.<sup>22</sup> Die zahlreichen sich durch das Eichendorff'sche Werk ziehenden Bezüge auf die Orte seiner Kindheit erweisen sich jedoch nicht als Ausdruck eines Heimatkults im Zeichen einer Idealisierung. Vielmehr sind sie, wie Korte argumentiert, als „Erinnerungschiffen“ (2007, 10) zu lesen, die sich mit der Erfahrung des Verlusts verbinden.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Der oben bemerkte Sachverhalt, dass Eichendorff nicht nur in besagtem Gedicht die konkreten lokalen und biografischen Bezüge tilgt, sondern auch in seinem sonstigen Œuvre formelhaft mit wiederkehrenden, allgemeinen Topoi (wie beispielsweise dem Schloss, dem Wald, dem Garten) arbeitet, verweist darauf, dass eine biografisierende Lesart der Komplexität der Eichendorff'schen Texte und insbesondere deren Auseinandersetzung mit dem Konzept Heimat nicht gerecht wird. So kennzeichnet das Werk, wie Hans-Georg Pott festhält, eben nicht eine subjektive Dimension, sondern ein entindividualisierender Universalismus. (vgl. 2006, 23–28)

<sup>23</sup> In seinen autobiografischen Schriften greift der Autor seinen Wunsch nach einer Heimkehr an die Orte seiner Kindheit immer wieder auf. 1856, ein Jahr vor seinem Tod, hält er beispielsweise fest: „Ich sitze hier auf den Trümmern meines Geburtsortes, das Schloß ist abgebrannt;

„[W]er einen Dichter recht verstehen will, muss seine Heimat kennen. Auf ihren stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt“ – so lässt Eichendorff eine seiner Figuren in seinem 1833 publizierten Roman *Dichter und ihre Gesellen* von 1833 (1993, 111) bemerken. Peter Pfaff zufolge lässt sich dies auf Eichendorff und sein literarisches Schaffen übertragen – und damit auch erklären, warum Heidelberg den Autor fasziniert: „Schloß Lubowitz, seine Gärten, die Oder, die schlesischen Berge und Täler, eben die Welt seiner Kindheit, hat Eichendorff im Werk immer wieder variiert. Denselben Typus der Kulturlandschaft fand er [...] schließlich in Heidelberg in konzentrierter Weise wieder.“ (Pfaff 1987, 15). Die Eichendorff'sche Begeisterung für die Stadt mag sich also darin begründen, dass ihn diese an seine schlesische Heimat erinnert. Heidelberg und das sorgenfreie Studentenleben mögen als jene Heile Welt erscheinen, deren Verlust sich in Lubowitz hinsichtlich der dortigen krisenhaften Zustände zunehmend abzeichnet. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Auseinandersetzung mit Heimat bzw. Heimatgefühlen im Werk Eichendorffs im Zeichen von Verklärung und Regression stattfindet. Perspektivieren lässt sich Lubowitz in Anschluss an Korte – ohne damit dem Verlust des Familienstammsitzes die Bedeutsamkeit abzusprechen – angesichts der phantasmagorischen Aufladung vielmehr als eine Schimäre, die den eigenen Schreibprozess immer wieder antreibt, ja zur Quelle künstlerischen Produktivität wird.

Von dieser Deutungsfolie lässt sich wiederum eine Brücke zu *Herkunft* schlagen, denn auch hier verbindet sich der Ort der Kindheit mit Verlust und eben nicht mit idealisierenden Vorstellungen „des Geschützten, Ganzen, Ungebrochenen“ (Hartmann 2021, 358): „Es ist so: Das Land, in dem ich geboren wurde, gibt es heute nicht mehr.“ (H, 13) Auch für den Erzähler ist das Verlassen der Heimat unwiderruflich, wird aber ebenso wie bei Eichendorff zum Movens literarischer Produktion: „Literatur ist ein schwacher Kitt. [...] Ich beschwöre das Heile und überbrücke das Kaputte, beschreibe das Leben vor und nach der Erschütterung [...].“ (H, 217) Der erfahrene Verlust ist somit weniger als Ursprung einer auf Dauer gesetzten Krise als in seiner Funktion als Textproduktionsmaschine von Interesse, initiiert er doch die Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart durch Sprache.<sup>24</sup> Im Rahmen eines metafiktionalen Kommentars konstatiert der Erzähler in Bezug auf die eigene literarische Praxis:

---

der alte Ziergarten verwildert: einzelne Alleen, Statuen. Aber alles verlassen, still, nur die Nachtigallen schlagen noch, wie damals. Alles tot, keiner kennt mich mehr.“ (Eichendorff 1970, 182)

<sup>24</sup> Vgl. hierzu Oliver von Howe, der in Bezug auf die Eichendorff'sche Biografie konstatiert: „Verlust ist Gewinn in der Literatur. Eine vergebliche Liebe, die verlassene Heimat, eine verspielte Hoffnung, die verlorene Zeit – das alles schlägt in der Dichtung seit je ertragreich zu

Kaum eine meiner Figuren bleibt. Wenige kommen dort an, wo sie ursprünglich hinwollten. Selten sind sie sesshaft glücklich. Sie fliehen vor etwas mal mehr, mal weniger Existentialiem. Das Unterwegssein ist mal Last und mal Geschenk.

Von Heimat sprechen sie selten. Wenn, dann meinen Sie keinen konkreten Ort. Heimat, sagt der Weltenbummler Mo, ist dort, wo man sich am wenigsten vornehmen muss. Heimat, sage ich, ist das, worüber ich gerade schreibe. (H, 64)

Gewissermaßen ex negativo („Von Heimat sprechen sie selten“) erklärt der Erzähler das Nachdenken über die eigenen Ursprünge zu einem zentralen Sujet des eigenen Schreibens. Auch seine Figuren erklärt er zu Vagant:innen und Wander:innen und greift damit einen in der Romantik geprägten Diskus auf, der Heimat „nicht auf einen geographischen Raum festlegt, sondern als Ort der Sehnsucht und durch seine unverfügbare Nähe als einen heterotopen, ‚anderen Ort‘ (Michel Foucault) konzipiert“ (Neuhaus und Arend 2020, 11).<sup>25</sup> Artikuliert wird eine Absage an ein statisches und territoriales Verständnis von Heimat, verworfen die Möglichkeit einer Definition mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit: Statt Heimat an die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Ort zu binden, verweist die obige Passage auf den Konstruktcharakter des Begriffs und auf den Sachverhalt, dass dieser individuell mit Bedeutung zu füllen ist. Der Frage nach einer möglichen Definition von Heimat begegnet der Erzähler entsprechend mit einer weiteren Erzählung:

Fragt mich jemand, was Heimat für mich bedeutet, erzähle ich von Dr. Heimat, dem Vater meiner ersten Amalgam-Füllung. [...] Er hat unser aller Karies behandelt: bosnischen Karies, somalischen Karies, deutschen Karies. Einer ideellen Heimat geht es um den Karies und nicht darum, welche Sprache der Mund wie gut spricht. [...] Fragt mich jemand, was mir Heimat bedeutet, erzähle ich vom freundlichen Grüßen eines Nachbarn über die Straße hinweg. Ich erzähle, wie Dr. Heimat meinen Großvater und mich zum Angeln an den Neckar eingeladen hat. [...] Wie wir Stunden nebeneinander am Neckar standen, ein Zahnarzt aus Schlesien, ein alter Bremser aus Jugoslawien und ein fünfzehnjähriger Schüler ohne Karies, und wie wir alle drei ein paar Stunden lang vor nichts auf der Welt Angst hatten. (H, 175–177)

---

Buche. Erst das Verlorene, unerreichbar Gewordene setzt die Suche nach dem vergangenen Zustand, seine magische Beschwörung durch Sprache in Gang. So trägt Verlust dem eigenwilligen ökonomischen Gesetz der Kunst Rechnung: Er macht uns zu Teilhabern, Nutznießern des ästhetischen Gewinns.“ (2007)

<sup>25</sup> Vgl. für den breiten Forschungsdiskurs zum Thema Heimat jüngst erschienen: Bescansa et al. (2022), Oesterhelt (2021), Iztueta (2021), Neuhaus und Arend (2020), Bescansa et al. (2020), Bönisch et al. (2020).

Die Anekdote wird zum Anlass, nationale Zugehörigkeiten als unbedeutend zu erklären – für jene, die das Konzept einer „ideellen“ Heimat vertreten, erweisen sie sich als irrelevant; entscheidend ist das Verbindende, das Gegenüber unabhängig von unbeeinflussbaren, kontingenzen Faktoren wie dem Geburtsort oder der Muttersprache. „Heimat [...] ist das, worüber ich gerade schreibe“, konstatiert der Erzähler und verweist so auf ein Heimatkonzept, das sich mit Agency verbindet. In Bezug gesetzt wird Heimat mit der eigenen Literaturproduktion, herausgestellt wird damit dessen individuelle wie auch dynamische Dimension: Heimat zeigt sich für den Erzähler als Konstrukt, das immer wieder neu erschrieben wird und über das er selbst verfügen kann.

Mit Blick auf das Nachdenken und ‚Erschreiben‘ von Heimat ist es bedeutsam, dass sich hierbei für das Deutsche als Literatursprache entschieden wird: Verortet der Erzähler doch seine Texte und damit auch sich selbst als Autor in der literarischen Topografie des Ankunftslandes.<sup>26</sup> An die Stelle eines räumlichen Verständnisses von Heimat tritt in *Herkunft* das Konzept der Sprach- und Literaturheimat (vgl. Hartmann 2021, 367). Für eine sich damit aussprechende Deteritorialisierung des Heimatbegriffs wird ebenso plädiert, wenn der Text auf die Universalität wie Kontinuität der Erfahrung, den Ursprungsort zu verlassen und einen neuen Anfang zu wagen, verweist:

In den meisten meiner Texte nach Oskoruša beschäftigte ich mich in irgendeiner Form explizit mit Menschen und Orten und damit, was es für diese Menschen heißt, an diesem bestimmten Ort geboren zu sein. Auch, wie das ist: dort nicht mehr leben zu dürfen oder zu wollen. [...] Ich schrieb darüber, über Brandenburg, über Bosnien, die geographische Verortung war gar nicht so entscheidend, Identitätsstress schert sich nicht um Breitengrade. (H, 64)

Lesen mag man die Passage als Kommentar zu der oftmals vorgenommenen Verbindung von Themen wie Herkunft und Identitätssuche, Verlust, Vertreibung und Flucht mit der Literaturproduktion von Autor:innen mit Migrationsbiografie, wodurch jene Erfahrungen als ‚Probleme‘ einer spezifischen Bevölkerungsgruppe perspektiviert werden. *Herkunft* zielt stattdessen darauf, das vermeintlich Andere nicht als Fremdes vorzuführen, sondern die im Text geschilderten Problemkonfigurationen als kulturgebündigt und somit als Eigenes erkennbar zu

---

<sup>26</sup> Vgl. hierzu Hartmann: „Die Entscheidung für Deutsch als Literaturheimat realisiert sich also nicht durch die Wahl des Wohnortes, sondern im gezielten Sich-Einschreiben in den Kanon der deutschen Literatur. Sie setzt damit ausdrücklich keine Identifikation mit einer ‚deutschen Kultur‘ voraus, weil die überwiegenden Anteile dieses Kanons (mit Ausnahmen im späten 18. und im 19. Jahrhundert) sich im Gegenteil als das Randständige, Aufmüpfige und nicht selten Prekäre vom gesellschaftlichen Rand aus ins literarische Zentrum schreiben.“ (2021, 13)

machen. Dies eben auch durch den Bezug auf kanonische Autoren und Texte, der sich in *Herkunft* insbesondere in Form einer Aneignung und Aktualisierung Hölderlins und Eichendorffs zeigt. Eingeschrieben wird sich von Seiten des Erzählers hiermit dezidiert in die deutschsprachige Literaturtradition bzw. literarische Topografie – dies jedoch nicht mit dem Ziel, sich dadurch national oder territorial zu verorten, sondern um auszustellen, von welchen Prätexten und Autoren er und seine Texte sich herschreiben.

## 4 Schlussbetrachtung

*Herkunft* thematisiert nicht nur das Verlassen von vertrauten, mit Heimatgefühlen verbundenen Orten, sondern ebenso das Niederlassen bzw. das Ankommen an neuen. Von zentraler Bedeutung zeigt sich die Umwandlung von Abschied in Aufbruch, von Verlusterfahrungen in Gewinn: So erweist sich der Neuanfang, das Erlernen einer zuvor unbekannten Sprache und deren Anwendung als literarische Produktionskraft. Wie gezeigt wurde, kommt insbesondere Heidelberg für den Erzähler als Station des Lebenswegs eine besondere Bedeutung zu. Verorten lässt sich hier die erste literarische Sozialisierung wie auch der Startpunkt seiner Laufbahn als Schriftsteller. Aufgerufen werden mit dem Bezug auf Heidelberg als literarisches Zentrum wirkmächtige Traditionslinien, die den Erzähler und *Herkunft* in die Reihe von Autor:innen und Texten der Höhenkammliteratur stellen. Mittels der Schilderungen der in Heidelberg verbrachten Jahre wird folglich nicht nur der Mythos der Stadt fortgeschrieben, sondern ebenso ihre Bedeutung als Literaturstadt aktualisiert. Dies erfolgt zum einen, indem der Erzähler durch intertextuelle Verfahren das eigene Schreiben und die eigene Vita zu den Hölderlins und Eichendorffs in Bezug setzt. Beschreiben lässt sich das Verhältnis zu den Vertretern der Heidelberger Romantik hierbei als das eines aktualisierenden Rückbezugs: Die um Abschied und Ankommen, Verlust und Gewinn kreisenden Problemkonfigurationen des eigenen Schreibens spiegeln sich in der romantischen Vergangenheit. Prägend für den Erzähler sind jedoch nicht nur prestigereiche Vorbilder. In der Rückschau verbindet der Erzähler das hochkulturelle literarische Erbe Heidelbergs mit den literarischen Rezeptions- und Produktionserfahrungen seiner Jugend. Erweitert wird in *Herkunft* die Topografie Heidelbergs als literarischer Erinnerungsort um eine Literatur der Peripherie, den kanonischen Texten werden die mündlichen Erzählungen der Emmertsgrunder Jugendlichen an die Seite gestellt; beide Einflüsse werden in *Herkunft* als gleichermaßen prägend für die eigene Biografie als Leser und Autor präsentiert.

Einordnen lässt sich *Herkunft* somit in eine lange Reihe von Texten, in denen Heidelberg als Sehnsuchtsort zum Gegenstand literarischer Praxis wird. Die Bedeutung Heidelberg als Literaturstadt wird in der Gegenwart affiniert und seine Rolle als literarischer Erinnerungsort fortgeschrieben. Und dies durch einen Literaturschaffenden, der weder in Deutschland geboren ist, noch dessen Muttersprache deutsch ist – was angesichts der Einordnung der Heidelberger Romantik als Nationalliteratur (und ihrer bis in die Gegenwart sich fortsetzenden nationalistischen Vereinnahmung) nicht unerheblich scheint. Mit dem Bezug auf die Heidelberger Romantik und zwei ihrer Protagonisten, der Selbstbeschreibung als „Heidelberger Junge“ (H, 131) und somit auch als ein durch Heidelberg geprägter Schriftsteller, schreibt sich der Erzähler in den Kanon ein und verortet sich im Zentrum der deutschsprachigen Literatur. Kategorien wie ‚Nationalliteratur‘ und ‚Migrationsliteratur‘, Zentrum und Peripherie werden in *Herkunft* mittels der Verbindung von Hölderlin, ARAL-Literatur und Eichendorff nivelliert, verschiedene Einflüsse stehen in der Erzählung gleichberechtigt nebeneinander. Ausgehend hiervon lässt sich abschließend erneut der Bogen zu Eichendorff schlagen. In seinem fragmentarischen *Bilderbuch aus meiner Jugend* (1843–1854) hält Eichendorff fest: „[W]ir alle sind, was wir gelesen“ (1993, 378) und perspektiviert somit, wie Christian Begemann festhält, „das Subjekt als Summe von Lektüreerfahrungen“ (2005, 1). Stanišić, so ließe sich behaupten, würde dem zustimmen, zeugt doch *Herkunft* mit Blick auf die Heterogenität der im Werk verarbeiteten Prätexte eindrücklich davon.

## 5 Literaturverzeichnis

### 5.1 Primärliteratur

- Eichendorff, Joseph von: „Bilderbuch aus meiner Jugend“. *Werke in sechs Bänden. Bd. 5: Tagebücher, Autobiographische Dichtungen, Historische und politische Schriften*. Hg. Hartwig Schultz. Frankfurt a. M.: DKV, 1993. 65–71.
- Eichendorff, Joseph von: „Dichter und ihre Gesellen“. *Werke in sechs Bänden. Bd. 3: Dichter und ihre Gesellen. Erzählungen*. Hg. Britta Schillbach und Hartwig Schultz. Frankfurt a. M.: DKV, 1993. 111.
- Eichendorff, Joseph von: „An den Hasengarten“. *Werke in sechs Bänden. Bd. 1: Gedichte. Versepen*. Hg. Hartwig Schultz. Frankfurt a. M.: DKV, 1987. 120–121.
- Eichendorff, Joseph von: „Robert und Guiscard“. *Werke. Bd. 4: Nachlese der Gedichte. Fragmente. Tagebücher*. Hg. Jost Perfahl. München: Winkler, 1970. 182.
- Goethe, Johann Wolfgang: „Heidelberg, d. 26. August 1797“. *Tagebücher. Bd. 2, I: 1790–1800. Text*. Hg. Edith Zehm. Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler, 2000. 146–147.

- Hölderlin, Friedrich: „An die Mutter. Maulbronn, Juni 1788“. *Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 3: Die Briefe. Briefe an Hölderlin. Dokumente*. Hg. Jochen Schmidt. Frankfurt a. M.: DKV, 1992. 45.
- Hölderlin, Friedrich: „Heidelberg“. *Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 1: Gedichte*. Hg. Jochen Schmidt. Frankfurt a. M.: DKV, 1992. 242.
- Stanišić, Saša: *Herkunft*. München: btb, 2020 [2019].

## 5.2 Sekundärliteratur

- Augé, Marc: *Nicht-Orte*. München: C. H. Beck, 2010.
- Barone, Heng: „Sprachheimat(en). Von der Romantik zur deutschsprachigen interkulturellen Gegenwartsliteratur“. *Fremde Heimat – Heimat in der Fremde*. Hg. Stefan Neuhaus und Helga Arend. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020. 221–238.
- Begemann, Christian: „Eichendorffs Intertextualitäten“. *Aurora* 65 (2005): 1–24.
- Benzenhöfer, Udo: „Flucht, Ruhe, Schicksal, Dank: Zur Ode *Heidelberg* von Friedrich Hölderlin“. *Ruperto Carola* 76 (1987): 184–189.
- Bescansa, Carme, Renata Cornejo, Garbiñe Iztueta-Goizueta, Iraide Talavera-Burgos und Mario Saalbach (Hg.): *Eine schöne neue Welt? Heimat im Spannungsfeld von Gedächtnis und Dystopie in Literatur, Film und anderen Medien des 20. und 21. Jahrhunderts*. Wien: Praesens, 2022.
- Bescansa, Carme, Mario Saalbach, Iraide Talavera und Garbiñe Iztueta (Hg.): *Unheimliche Heimaträume: Repräsentationen von Heimat in der deutschsprachigen Literatur seit 1918*. Bern u. a.: Peter Lang, 2020.
- Bönisch, Dana, Jil Runia und Hanna Zehschnetzler (Hg.): *Heimat revisited. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf einen umstrittenen Begriff*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2020.
- Bürkert, Joachim: „Gewachsenes und Gebautes. Heidelberg als romantische Ideallandschaft“. *Deutsche Romantik: Ästhetik und Rezeption. Beiträge eines internationalen Kolloquiums an der Zereteli-Universität Kutaissi 2006*. Hg. Rainer Hillenbrand. München: Iudicum, 2008. 97–109.
- Codina Solà, Núria: „Schreiben als ‚Auseinandersetzung mit der [...] immer neuen Sprache‘: Literarische Sprachen im Werk von Saša Stanišić“. *Literarische (Mehr)Sprachreflexionen*. Hg. Barbara Siller und Sandra Vlasta. Wien: Praesens, 2020. 349–372.
- Debon, Günther: *Das Heidelberger Jahr Joseph von Eichendorffs*. Heidelberg: Gudejahn, 1992.
- Debon, Günther: *Der Weingott und die blaue Blume. Dichter zu Gast in Heidelberg*. Heidelberg: Gudejahn, 1995.
- Doering, Sabine: „Hölderlins Ode *Heidelberg*“. *Der Deutschunterricht* 58 (2006): 7–15.
- El Hissy, Maha: „Die Abschweifung ist Modus meines Schreibens. Narrative und politische Abenteuer in Saša Stanišić *Herkunft* (2019)“. *ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2 (2020): 143–154.
- Gassner, Florian: „Frei-Zeit am Abgrund: Herkunft von Saša Stanišić.“ *Frei-Zeit in der Gegenwartsliteratur. Wissensordnungen im Wandel*. Hg. Yvonne Nilges. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2021. 223–240.
- Grunewald, Eckhard: „Ich sitze hier auf den Trümmern meines Geburtsortes“. Auf der Suche nach Eichendorffs Lubowitz“. *Mein Schlesien – Meine Schlesier. Zugänge und*

- Sichtweisen. Teil II.* Hg. Marek Halub und Matthias Weber. Leipzig: Universitätsverlag, 2011. 44–49.
- Fink, Oliver: „Memories vom Glück“. Wie der Erinnerungsort Alt-Heidelberg erfunden, gepflegt und bekämpft wurde. Heidelberg u. a.: Regionalkultur, 2002.
- Hamlin, Cyrus: „Hölderlins Heidelberg als poetischer Mythos“. *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 14 (1970): 437–455.
- Hartmann, Tina: „Deutsch als Literaturheimat: warum Literatur multilingualer Autorinnen und Autoren einfach deutsche Literatur ist“. *Discourses on nations and identitites*. Hg. Daniel Syrovy. Berlin und Boston: De Gruyter, 2021. 355–369.
- Iztueta, Garbiñe, Carme Bescansa, Iraide Talavera und Mario Saalbach (Hg.): *Heimat und Gedächtnis heute. Literarische Repräsentationen von Heimat in der aktuellen deutschsprachigen Literatur*. Bern u. a.: Peter Lang, 2021.
- Kegel, Sandra: „Herkunft von Saša Stanišić. Heimat ist, wo die Drachen sprechen“. FAZ (18.03.2019), <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-zum-neuen-roman-herkunft-von-sa-a-stani-i-16089790.html#void> (01.08.2022).
- Korte, Hermann: *Joseph von Eichendorff*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2007.
- Kumlehn, Martina: „Herkunft, Heimat und Identität narrativ erkunden: Der Roman *Herkunft* von Saša Stanišić in religionspädagogischer Perspektive“. *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 4 (2021): 376–393.
- Lötscher, Christine: „Explosive Kontaktzonen. Tankstellen als poetologische Drehpunkte im Coming-of-Age-Genre“. *Jahrbuch der Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung* (2020): 110–121.
- Lüdtke, Torsten: „Von der Heidelberger Romantik zur Romantik Heidelberg – eine Stadt zwischen Kunst, Kitsch und Korporationen“. *Steinbruch. Deutsche Erinnerungsorte. Annäherung an eine deutsche Gedächtnisgeschichte*. Hg. Constanze Carcenac-Lecomte. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, 2000. 187–199.
- Neuhaus, Stefan und Helga Arend: „Einleitung“. *Fremde Heimat – Heimat in der Fremde*. Hg. dies. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020. 11–19.
- Oesterhelt, Anja: *Geschichte der Heimat. Zur Genese ihrer Semantik in Literatur, Religion, Recht und Wissenschaft*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2021.
- Pfaff, Peter: „Idylle und Aussicht. Eichendorffs Heidelberg“. *Heidelberg im poetischen Augenblick*. Hg. Klaus Manger und Gerhard von Hofe. Heidelberg: v. Decker, 1987. 153–169.
- Pott, Hans-Georg: „Die Entfernung der Heimat. Magische Gedächtnisorte bei Eichendorff“. *Der Deutschunterricht* 58.2 (2006): 22–28.
- Rink, Christian: „Wer bist du eigentlich? Saša Stanišić und das transkulturelle Einschreiben in die europäische Literaturtradition“. *Migration, Diversität und kulturelle Identitäten. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Hg. Hans W. Giessen und ders. Stuttgart: J. B. Metzler, 2020. 195–205.
- Schultz, Hartwig: *Joseph von Eichendorff. Eine Biographie*. Frankfurt a. M.: Insel-Verlag, 2021.
- Scharnowski, Susanne: *Heimat. Geschichte eines Missverständnisses*. Darmstadt: WBG, 2019.
- Strack, Friedrich: „Heidelberg als Stadt der Romantik“. *Stätten deutscher Literatur. Studien zur literarischen Zentrenbildung 1750–1815*. Hg. Wolfgang Stellmacher. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, 1998. 455–474.
- Sühnel, Rudolf: „Eichendorff und Heidelberg“. *Ruperto Carola* 41 (1989): 96–100.
- Werner, Florian: *Die Raststätte. Eine Liebeserklärung*. München: Hanser, 2021.

